

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 18. Oktober 1917

Ich?

Novelle von Rudolf Stray.

An der Tafelrunde der pensionierten Ezzelezen in Wiesbaden lachten sie und protestierten. Aber der weisliche kleine General, der bisher das Wort gehabt, blieb ernst und sagte: „Doch!... Es ist wahr: Ich hab' mich 1870 einmal gefürchtet...“

„Vor wem denn?“
„Das weiß ich bis heute noch nicht!“

Und da er die ungläubigen und gespannten Gesichter sah, setzte er hinzu: „Wenn Sie wollen, erzähl' ich es!“

Die Sache ist sonderbar, aber nicht lang...
Es war im Winter. Vor Orleans. Sogar der Name des verschneiten Ortes, in das wir Dragoner ins Quartier kamen, ist mir augenblicklich entfallen. Vor uns waren Bayern in dem Dorf gewesen. Als die abmarschierten, zogen wir gleich in die noch warmen Stuben und Ställe ein. Nur das kleine Schloß mitten in der Dörflichkeit, der Kirche gerade gegenüber, blieb unbelegt. Dort hatte sich, in dem Abendlicht, das der Einnahme des Dorfes vorausging, ein Trupp abgegriffener Franzosen festgesetzt. Die unsrer wollten nicht wieder unnützlich Blut bei einem direkten Angriff opfern. Sie hatten die Hintergebäude in Brand geschossen.

Das Herrenhaus vorn blieb stehen. Da hätte man sich bequem einrichten können. Aber die Bayern verspierten in den vierzehn Tagen, die sie da lagen, keine Lust dazu. Der Ort wurde doch düstere Erinnerungen. Blut überall, Haarbüschel an den Wänden — im Handgemenge angeschlagene Türen — im großen Saal das rote Stroh, auf das sie den Schloßherren und seinen Sohn und eine Reihe Freischüler, wohl ein Duzend stummelnde Leute, gebettet, ehe der Curé und die Bayern sie auf dem Gottesacker zur Ruhe brachten. Es war denen ja allen nur geblieben, wie sie selbst gewollt — sie hatten sich mit bewaffneter Hand gegen uns zur Wehr gesetzt — also... aber immerhin... das unheimliche Haus mit den zertrümmerten Fensterscheiben stand leer, als wär's kamen.

Der doch! Einer der Bayern war darin gewesen! Es hatten sich in der Stille der Nacht, wie manche behaupten wollten, sonderbare Laute aus dem Gebäude vernommen lassen... vielstimmiges, gedämpftes Lachen — Tritte — Lärmschlägen — ein irrendes Licht längs der Fenster — natürlich dachte man zuerst an Franzosen — aber das war ganz ausgeschlossen, mitten in diesem von Deutschen wimmelnden Dorf. Und gerade dies Geheimnisvolle reizte einen jungen Leutnant von den bayrischen Gewapplegern. Er erklärte, er würde einmal eine Nacht in dem Spukhause zubringen, und siedelte gegen Abend mit Matrasen und Revolver dorthin über. Aber die anderen Herren waren noch nicht schlafen gegangen, da erschien er, so gegen zehn Uhr nachts, wieder in ihrer Mitte und setzte sich still zu ihnen. Warum er drüben nicht hätte bleiben wollen, darüber war nicht ein Wort aus ihm herauszubekommen.

Und bei uns, den Nachfolgern, war nun schon ein Sagenkreis um das Schloß. Die Mänschheit erzählte sich die dümmsten Geschichten. Das ärgerte unseren Adjutanten. Er wollte sie klagen strafen. Und am dritten Morgen, den wir da waren, sagte er zu uns ganz obenhin: „So, Kinder... ich hab' die ganze letzte Nacht dort drüben zugebracht!“

Ein paar Zeugen bestätigten das, und alles fragte: „Na — und...?“

„Ich hab' geschlafen und von Mänschen geträumt... weiter gar nichts...“
Er lachte dabei. Ein wenig bleich sah er aus. Aber er war ganz guter Dinge. Gegen Abend ritt er zum Besichtigungspunkt in das Brigadquartier — drei Dörfer weiter. Er ist nie wieder zum Vorschein gekommen. Sein Pferd fand man ein paar Tage später halb verhungert auf freiem Feld. Gott weiß, wo ihn die Franzosen eingescharrt haben.

Und wieder einen Abend darauf sahen wir sehr nachdenklich beisammen und sprachen von dem verschollenen Kameraden.

Nun hatte ich an dem Abend einigen heißen Rotwein getrunken. Denn mir war schon ein paar Tage gar nicht gut. Ich froh fortwährend, und mein Kopf war schwer. Aber jetzt flummerte mich der peit blau wieder so unheimlich, wie ich sonst als junger Leutnant mit meinen sechs-

undzwanzig Jahren war, und ich rief:

„Der Sache muß auf den Grund gegangen werden! Ich werde heute nacht einmal dort drüben mein Hauptquartier aufschlagen.“

„Du gehst doch nicht hin!“
Das sagte einer meiner besten Freunde neben mir, und ich dagegen: „Was gilt die Wette?“
„Ich seh' den arabischen Schimmel...“

Diese Stute hatte er von einem gefallenen französischen Offizier erbeutet. Es war ein schönes Tier. Schon allein die acht Stunden in dem Gefängnis schloß mich wert. Und er fügte hinzu:

„Für mich ist der Gaul ohnedies zu leicht! Morgen früh gehört er dir!“

„Doch!“
Ich ließ mich nicht lange bitten, das anzunehmen. Ich war voll Totendrang. Ich wollte mich durch etwas Ungewöhnliches aus dem unerklärlichen Trübsinn aufrütteln, der in der letzten Woche auf mich lastete, und gegen zehn Uhr abends wanderte ich und mein Burche über den eisigen Schnee zu dem stillen Haus hinüber. Er trug ein paar Beistühle.

Die letzte er vor dem Kamin in dem großen Saal hin, dem einzigen Raum, dessen Fenster noch ganz waren. Feuer hatte er schon vorher angezündet, rüde noch ein paar Holzstücke zum Nachlegen zurecht, machte auf mein: „Na — nun ab!“ lehrte, und kaum war er aus der Tür hinaus, da hörte ich ihn laufen, was er konnte.

Meine Stimmung war jetzt angenehm erregt, beinahe heiter. Ich streckte mich behaglich auf der Matrasen aus — mit dem Kopf gegen die Wand — denn immerhin — es war doch nicht gut, wenn plötzlich etwas hinter einem stand, und rauchte meine Zigarre. Uniform, Stiefel, Säbel — alles hatte ich anbehalten — den Revolver zur Hand. So lag ich und schaute vor mich hin. Der Saal war groß, die Ecken dunkel. Der Schein der Kerze und das Geflacker des Kaminfeuers reichten nicht bis zu ihnen. Die erhellten nur die Mitte, und eben auf sie fiel auch der grelle Mondschein aus der weichen Winternacht draußen. An den Fenstern war es beinahe taghell. Man konnte dort deutlich noch einzelne Strohhalm- und sonderbare dunkle Flecken auf dem zerstückelten Parkettboden erkennen.

Die Fledern waren Menschenblut. Das war mir gleich. Ich dümmerte allmählich immer mehr vor mich hin, und eine tiefe, sonderbare Müdigkeit lähmte mich. Jetzt erzeugte sie in mir noch den Wunsch, die Augen zu schließen und mich nicht mehr zu rühren.

Und wirklich schlummerte ich allmählich ein. Das heißt: es war ein unruhiger Halbschlaf, in den die Wirklichkeit immer wieder hineinschaute — mal mit ein paar blechernen Schlägen vom Turm der Dorfkirche drüben, mal mit Dragonerstimmen von der Gasse her — die Wachabteilung, die ein Posten anrief — und dazwischen kamen verworrene Träume — von zu Haus — vielleicht gab es bald Frieden... ein Genusch war der Winterfeldzug nicht... wenigstens nicht diese Koboldereien mit Goribaldianern oder mit Franzosen, wie hier im Saal, wo sie sich an den Gurgeln gedürrt hatten und einander die Schädel mit dem Kolben eingeschlagen — und wo es jetzt so still war — so totentill...“

Und talt dazu! Ich fröstelte unter den dicken Wollschuhen, die ich über mich gelegt, und blinzelte verschlafen in den Kamin neben mir. Natürlich — da glimmte die Glut nur noch und flackerte in ersterbenden Flämmchen. Da mußte man nachlegen. Ich richtete mich auf dem Ellenbogen auf und schob mit dem anderen Arm ein paar Holzstücke in das Feuer. Dann streckte ich mich wieder aus. Ich war jetzt ganz wach geworden und sah mit offenen Augen vor mich in das mond- helle Zimmer hinein.

Und dabei bemerkte ich mit Erstaunen: dort am Fenster stand jemand. Ein junger Offizier.

Er hatte mir den Rücken zugewandt und schien nachdenklich in die Winternacht hinauszuschauen. Er rührte sich nicht. Aber er war von Kopf bis zu Fuß deutlich erkennbar.

Und eben dadurch wurde mein erster Gedanke zunichte: das ist einer von denen, die sie hier umgebracht haben. Der Sohn des Schloßherren vielleicht... Doch der am Fenster trug deutsche Uniform. Die Uniform meines Regiments!

Das beruhigte mich sofort wieder. Da war einfach, während ich schlief, ein Kamerad gekommen, um nachzugehen, wie es mir ging, und ob ich überhaupt noch im Hause sei. Natürlich. Gern verliert niemand eine Wette und solch einen Schimmel dazu.

So sagte ich denn ganz gemüht und halb laut unter meiner Decke her: „Na — wer ist es denn von euch?“

„In der Stille hallte es förmlich wie ein Echo an den leeren Wänden des großen Saales wider: „Wer ist es denn von euch?“ — aber es kam keine Antwort. Ich wiederholte die Frage lauter ein zweites und ärgerlich und ungeduldig ein drittes Mal... immer hörte ich nur meine eigene Stimme... sonderbar in der lautlosen Nacht... Die Gestalt am Fenster kümmerte sich gar nicht darum. Sie stand da, ganz ruhig, und wandte sich nicht nach mir, sondern schaute nach den verlockten Trümmern und dem Schnee draußen vor den Scheiben.

Und plötzlich wurde mir klar: das ist ja unser Adjutant!... Oder etwas von ihm... etwas, was noch übrig ist, nachdem sie ihn selber hinterlassen irgendwo im Walde erschossen haben — und wie mir das durch den Kopf fuhr, fing mein Herz an, gewaltig zu hämmern, und ich lag unbeweglich, um nicht die Erscheinung am Fenster auf mich aufmerksam zu machen.

Dabei dachte ich doch weiter: Wenn es der Adjutant ist, dann ist es doch mein Kamerad, mein guter Freund. Der tut dir doch nichts! Der kommt doch höchstens noch einmal zurück, um dich vor etwas zu warnen oder dir zu verraten, wer seine Mörder sind, damit ihr euch morgen die Kerle Holt und sie füllst und ihre Gefährte anstellt... Das alles war ja eigentlich verrückt — aber die Gedanken wimmelten mir nur so in meinem Kopf, der dumpf und schwer war wie von Blei. Ich mochte den gar nicht von dem Postler heben und verwandte kein Auge vom stillen, mondbescheineten Leutnant am Fenster.

Der Regimentsadjutant war ein mittelgroßer, kräftiger Herr gewesen. Der Leutnant dort aber hatte blonde Haare. Das fiel mir auf. Das konnte nicht stimmen. Das war doch ein anderer. Aber wer war, der zugleich die Uniform meines Trupptes trug?

Da sah ich etwas an sich ganz Unheimliches. Ein flüchtiges Walte. Das fliehe dem geisterhaften Kameraden da drüben unter dem rechten Ohr, auf dem kleinen Stütz Wange, das er mir zuwandte. Und zugleich erfasste mich der furchterlichste Schreck, den ich je in meinem Leben verspürt — den überhaupt wohl ein Mensch fühlen kann.

Wann war es denn? Vor zwei — nein, drei Tagen: Da hatte ich mich morgens mit der kalten heißen Fingern rasiert und dabei gehörig geschnitten — hinten an der Bade — unter dem rechten Ohr. Der Stabsarzt, der gerade da war, hatte einen Bouisch Verbandwatte darauf getan. Da hoffete der doch. Ich konnte ihn mit der Hand fühlen. Aber drüben, am Fenster, war er auch genau an derselben Stelle. Und wenn dem so war, dann war ich überhaupt jener fremde Offizier im Mondschein. Dann war ich doppelt hier im Zimmer. Alles sprach dafür — auch die Größe — die Gestalt — alles an dem Schattengänger drüben — und in meiner Unernunft dachte ich: wenn er sich zu mir umdreht, dann löst sich er!

Beinahe im selben Augenblicke, so, als hätte ich es beföhler, wandte ich schon der Leutnant im Mondschein zu mir hin, und ich sah mich an... Blühvoll steckte ich den Kopf unter die Schlafbede und hörte das Tosen meiner Herzschläge und sprach mir in meinem Zittern gut zu: Du bist doch hier... Was du da drüben geschaut hast, das bist nicht du!... Das hast du dir überhaupt eingebildet in deiner Aufregung!

Draußen war es dabei ganz still. Und eine leise Hoffnung sagte mir: Wenn da jetzt wieder aus deinem Dunkel heraustritt und die Augen aufmachst, ist das Zimmer leer und es war vorhin nichts, sondern ein Traum...
Aber jetzt träumte ich jedenfalls nicht mehr — im Gegenteil — ich war ganz wach und hörte deutlich drüben die Turmschläge und in der Ferne einen verführten Hahn krähen — und trotzdem... als ich wieder Umschau hielt, stand der Leutnant, immer noch den Rücken gegen mich, am Fenster und schaute gleichgültig hinaus in den Schnee.

Und eine krankhafte Neugierde reizte mich: Er muß sich umdrehen — da muß dich noch einmal sehen — und zugleich geschah es schon, und ich merkte: Was ich hier am Kamin dachte, das tat der drüben am Fenster sofort. Mein Wille war hier und dort lebendig... dadurch gingen wir beide zusammen — und schauten uns an — und nun erkannte ich mich ganz deutlich... und bebte: Wenn

der andere bloß nicht noch zu lachen anfängt! und da lachte er da drüben auch schon, daß ich die weißen Zähne unter dem Schnurrbart sah, und ich hatte kalten Schweiß auf der Stirne und mußte mir einbilden, ich möchte wölken oder nicht: „Gottseidank, daß ihr zehn Schritt voneinander seid!... Laß ihn dir nicht zu nahe! Sieh, daß er nicht etwa auf dich zukommt! — Und im selben Augenblicke setzte der sich am Fenster auch schon in Bewegung und ging mit raschen, langen Schritten auf die Matrasen zu, auf der ich lag, und ich sprang auf und stürzte wie ein ge- schickter Hase aus dem Zimmer, dem mond hellen Fluß entlang, dem offenen Haustor zu — und hinter mir lief es häßlich und elastisch, mit leisem Sporenklirren, und ich rannte noch mehr und verlor den Halt auf den vereisten Treppenschritten des Ausgangs und stürzte hinunter, mit dem Kopf in den Schnee.

Der kühle Allmählich kam mir die Befinnung wieder. Ich lag da und sah in der klaren, kalten Luft die Sterne über mir, aber sonst nichts. Der Doppelgänger war weg und ich er- gebrochener Mann. Langsam erhob ich mich und stapfte durch den Schnee dahin — nur fort von dem Hause — und drehte mich immer wieder verächtlich um. Aber es folgte mir nichts.

Nur jetzt niemanden sehen — von niemanden gesehen werden! Ich hatte eine Todesangst vor Menschen, die mich nach dem fragen konnten, was ich erlebt. Man konnte wohl erzählen, daß man die Frontkavallerie oder gar einen Geist geschaut. Aber daß man sich selbst geschaut — nein — das war unmöglich. Darum wollte ich nicht in mein Quartier zurück. Da hätten die Kameraden mich bemerkt und ausgelacht. Aber ganz in der Nähe war der Stall mit meinen Pferden und denen anderer Leutnants. Da brannte eine Laterne, und ich stieg die Türe auf und stieg über den erkauten und verschlafenen Bur- schen am Boden hinweg und kauerte mich in der Ecke auf ein paar Futter- stücke nieder und erwartete so, mit einem fortwährenden eisigen Ge- fühl über den Rücken, obwohl es warm zwischen den Säulen war, den An- bruch des Tages.

Jetzt begriff ich, warum der baye- rische Gewapplegere durand nicht hatte lachen wollen, was er in dem Schloß des Nachts geschaut, und warum unser Adjutant des Morgens bei der Rückkehr von dort gelacht, um seine Blässe und sein Entsetzen zu verbergen. Und am selben Abend war er schon tot, und eine alte Sage kam mir in den Sinn: Wer sich selbst sah, der mußte sterben...
Es dümmerte bereits am mich. Aus der Ferne hallte es dumpf. Einmal, zweimal... weiter in regelmäßigen Abständen... Kanonenschläge... Sie verklärten sich allmählich. Heute gab es ein Geschütz. Wir kamen an den Feind. Und dann...
Ich war überzeugt, daß ich den nächsten Tag nicht mehr erleben würde. Ich stützte den Kopf in die Hand und schaute in tiefer Traurigkeit auf das schmutzige Stallpflaster und den schnarrenden Burchen. So jung zu sterben — fort aus der schönen Welt... daheim hatte ich die Eltern... und sonst noch jemanden, an dem mein Herz hing... das war nun alles zu Ende... bald... und eigent- lich war es gut — denn ich graute mich zu sehr vor mir selber... seit dieser Nacht...
Draußen schmetterte es hell. Die Trompeten ritten durch die verschneiten Dorfgassen und bliesen Alarm. In der Ecke des Auffingens achtete keiner auf mein Aussehen. Nur mein Freund rief mir zu:

„Na — ich gratuliere... der Schimmel ist dein!“ Und ich winkte häßlich mit der Hand ab: „Behalt ihn!“ und trachte, ohne auf seine erkauten Miene zu achten, hinter der Batterie her, der meine Schwadron als Deckung zugeteilt war.

Wir gerieten an diesem Tage ge- hörig in das Feuer. Gerade hinter mir hielten sich die Chassepotilugeln drei, vier Dragoner aus den Säckeln, und in den Nachbargang schlug eine Granate, und in dem Knäuel von Menschen und Säulen auf dem Boden lag unser jüngerer Leutnant tot... mich traf es nicht... und ich fragte mich immer wieder: Wann kommt es nur endlich? — aber gegen Mittag verstummte das Gebölle ganz... das Schornröhren war aus... Wir waren abgesehen, und ich hatte mich auf einem Meilenstein an der Straße hingelauert und hielt wieder den Kopf zwischen den Händen und starrte vor mich hin, und als der vorbereitende Stabsarzt mich anrief: „Na — was machen Sie denn für ein

Der Freier.

Skizze von Max Eichler.

Die Wirtin brachte Herrn Will- kald Büschel den Kaffee. Dann zögerte sie einen Augenblick im Hin- ausgehen, drehte sich entschlossen um und sagte: „Und ich gratuliere Ihnen auch zum Geburtstag!“
Stimme, heute war ja sein Ge- burtstag. Er gähnte und streckte und deutete sich.

Der Kaffee verbreitete einen ange- nehmen Duft im Zimmer. Er ist noch zu heiß, etwas abgetüht trinke ich ihn lieber: dachte Herr Büschel, aber das dachte er nur, um seine Gesundheit vor sich selbst zu entschul- digen.

Das Programm des Tages stand klar vor seinen Augen: von 9—12 Bureau, von 12—2 Mittag und ein Schlägen, von 2—5 noch einmal Bureau und dann — ja dann würde er sich fähig machen und Fräulein Wally Weisgerber um ihre nied- liche weiße Hand bitten.

Das hatte er sich für seinen Ge- burtstag ausgespart. Herr Büschel hielt viel auf schöne Redewendungen. Er würde sagen: „Fräulein Wally“, würde er sagen, „heute können Sie mir ein Geburtstagsgeschenk machen, das alle Geschäfte, die ich jemals be- kommen habe, in den Schatten stellen wird, indem Sie sich selbst mir schenken.“ Das mußte wirken!

Einen Korb würde er nicht bekom- men. Im Leben nicht! Er mußte im Gedanken an eine Abweisung lä- cheln. Fräulein Wally war zwar ziemlich Jahre jünger, aber wenn sie ihm ihre Jugend gab, so gab er ihr dafür den Titel Frau Registrator.

Unternehmungslustig und froh ge- launt stand er endlich auf. Der Kaffee war richtig kalt geworden.
Dann fröstelte er sich sorgfältig. Da stand er plötzlich und hielt etwas zwischen den Fingern gegen das Licht.

Ein graues Haar!
War man denn mit fünfundsier- zig Jahren schon ein alter Mann? Nein, ein graues Haar macht das Alter noch nicht.

Herr Registrator Büschel fand aber an diesem Morgen noch mehrere graue Haare. Und dann bemerkte er, daß sein Haarschopf sich am Scheitel schon bedenklich lichtete.
Deswegen konnte er wohl noch lange leben. Denn er hatte den

Gesicht? da erwiderte ich ganz me- chanisch:
„Ich muß doch sterben!...“
Daraufhin hielt er, stieg ab, stapfte auf sich zu und fragte gedämpft: „Wo bist denn der Schuß?“ — denn er sah sein Blut — und ich antwor- tete: „Nicht nirgends“... und das kam noch etwas verworren heraus — meine Zunge war so schwer — we- nigstens sah er mit forschend ins Ge- sicht, fragte meinen Puls zu fassen, wurde sehr ernst und fragte:

„Hm... seit wann fühlen Sie sich denn so elend, Herr Leutnant?“
„Ungefähr seit einer Woche... Und heute Nacht...“

Ich brach ab. Er hörte auch gar nicht mehr zu, sondern knöpfte mir turzerhand den Waffenschloß auf. Da war meine ganze Brust voll roter Fleder. Das hatte ich selber noch gar nicht gesehen gehabt, und er sagte: „Da haben wir's! Was fällt Ihnen denn nur ein, seit acht Tagen mit einem derartigen ausgewachsenen Typhus in der Welt herumzureiten? Warum melden Sie sich um Gottes willen nicht krank?“

„Ich hab' es nicht bemerkt!“
„Auch heute Nacht nicht? Da müß- ten Sie doch schon sehr hohes Fie- ber gehabt haben! — Sie haben jetzt noch, des Mittags wenigstens neun- unddreißig... Haben Sie da wirklich nichts gespürt. Keine Delirien? — Keine Trübungen des Bewußtseins?“ — Das wäre fast undenkbar...
Ich schwiege. Der Doktor rief seine Lazaretzgehilfen.

Die packten mich gleich auf und brachten mich fort.
Was dann von dem Abend ab ge- schah, das weiß ich nicht mehr.
Und als ich wieder soweit Mensch war, da waren drei Monate ins Land gegangen und der Krieg schon aus.

Es war ein schwerer Typhus gewe- sen. Er hatte mich bis an den Rand des Grabes gebracht.
Aber immerhin — wenn ich zurück- denke... mir war die Ende mit Schrecken doch lieber als sonst der Schrecken ohne Ende...“

Tob, weil er den ruhigen, gleichmä- ßigen Gang der Dinge liebt. Und der Tod ist doch gewissermaßen ein Revolutionär, der alles Gleichmaß über den Haufen wirft.

Die Gedanken des Herrn Büschel, die anfangs rosig waren, liefen et- was grau an und hielten ihn so lange auf, daß er, um rechtzeitig ins Bu- reau zu kommen, die Elektrische be- nutzen mußte.

Neben einer allerliebsten jungen Dame nahm er Platz. Ganz dicht neben ihr, so daß er fast die Wärme ihres Körpers zu spüren meinte. Das junge Fräulein blieb ruhig sitzen. Herr Registrator Büschel hatte das sonst zu jeder Zeit höchst angenehm berührt, aber an dem Tage, da er das erste graue Haar bei sich fand, lag ihm eine andere Deutung näher. Er hatte irgendwo mal den Aphoris- mus gelesen: Ein Herr, der viel An- ziehungskraft besitzt, wird stets ein weibliches Wesen abstoßen. Befähigt er, Herr Registrator Büschel, Anzie- hungskraft, dann würde sicher die junge Dame ein Stück von ihm weg- gerückt sein.

Himmel, war er denn wirklich schon alt?
Er vertiefte sich in die Morgen- zeitung, um von den dummen Ge- danken loszukommen. Dabei fiel ihm ein Blatt aus den Händen. Das Fräulein bückte sich eilfertig, um es aufzuheben.

Es war nur gut, daß Herr Büschel aussteigen mußte, sonst hätte die Dame noch sein wenig lebenswürdi- ges Gesicht gesehen. Aus seinem Brummen konnte man sowieso nicht heraus hören, ob es Dank oder eine Verwünschung war.

Im Bureau begrüßten ihn seine Kollegen besonders herzlich. Sie gratulierten und steckten ihm ein Weidensträußchen ins Knopfloch.
„Wie alt wirst Du heute eigen- lich?“ fragte so beiläufig sein Kollege Meier.

„Fünfundvierzig.“ Fast schmerz- lich klang es, wie es Herr Büschel sagte.
„Hm...“
Und Herr Büschel hörte aus die- sem einfachen Ja, das gewissermaßen nur der Punkt hinter der Ant- wort sein sollte, ein bemitleidenswür- diges „Schon“. Er verbiß seine bit- tere Antwort und vertiefte sich in die biden Bücher. Vor seinen Augen tanzten die grauen Haare einen wilden Reigen. Die, die er sich heute aus dem Schopf gezogen hatte, und die, die ihm im Laufe des Vormit- tags von den Leuten gezeigt worden waren.

Das Mittagsschläfchen beruhigte ihn einigermaßen.
Als er um zwei Uhr ins Bureau kam, empfing ihn schon ein Kollege mit der latinischen Bemerkung: „Zum Chef!“

„Ich schmonte nichts Gutes. Die Miene des Chefs übertraf seine bestimmten Befürchtungen.“
„Hören Sie mal, Sie... Sie haben... Herr Büschel... Sie haben...“
„Heute vormittag eine heillose Ver- wirrung angetrichelt...“

Des Chefs zornigstehendes Auge bemerkte das Weidensträußchen an Herrn Büschels Brust. Sein Antlitz wurde um einige Grad milder.
„Sie haben wohl Geburtstag?“
„Inwohl, Herr Geheimrat.“
„Wie alt sind wir denn gewor- den?“

„Fünfundvierzig, Herr Geheim- rat.“ Und wieder klang es fast zög- haft.
Der Herr Geheimrat hielt es für pöfend, einen Witz zu machen. Man will doch einem Menschen nicht ge- rade den Geburtstag verderben.

„Da müssen wir die Verwirrung von heute vormittag also wohl! Ichau aufs Konto des beinaheenden Alters sehen...“
Herr Registrator Büschel wäre es wahrhaftig lieber gewesen, wenn er einen solchen Anknäueler bekom- men hätte. Als er an sein Pul- krat, machte er tatsächlich den Ein- truß eines alten Mannes.

Am liebsten hätte er darauf ver- zichtet, an diesem Tag um Wallys Hand anzuhaken. Aber er hatte schon entschiedene Andeutungen ge- macht. Schließlich wartete man auf ihn.

Ob Wally ihn nehmen würde? Ihn, der schon fünfundsiebzehn Jahre alt war und graue Haare hatte?
Zaghast brachte er seine Werbung vor, und auch die schöne Redewen- dung verlag er trotz aller Aufregung.

Als Wally hold erröten „Ja“ flüßerte, bemerkte er nicht, daß in ihrem Gesicht geschrieben stand: End- lich!
Er nahm Wallys Antwort hin wie eine Gnade, die man ihm, dem „al- ten Manne“ erwies.